

Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 78. Bromberg, den 6. April 1932.

Die Jungfernfahrt der Christabelle

Roman von Alfred Carl.

10. Fortsetzung.) ———

„Staunen Sie nicht, wie ich neugriechisch verstehe?" lacht Al, während er mit Reta dem Bahnhof der elektrischen Schnellbahn zueilt — im Piräus mit seinem lärmvollen Geschäftsbetrieb, in dieser amerikanischen Filiale an der griechischen Küste haben sie nichts verloren. Die Bahn macht einen zeitgemäßen Eindruck ist komfortabel und sauber und trägt sie in wenigen Minuten nach der Stadt. An einer Krümmung taucht plötzlich draußen vor den Fenstern die Akropolis mit ihrem machtvoll ragenden Unterbau und den golden flammenden Tempeln auf — aber die nächste Minute verschiebt das Bild — der Zug rasselt in die Erde hinein — und kurze Zeit darauf stehen sie mitten im neuen Athen auf dem Omoniaplatz.

Der Eindruck der Stadt wirft sich in wildem Ansturm auf sie — aber er hat keine Spur von Verwandtschaft mit dem Bild ihrer Illusionen: Banken, Magazine, von Müßiggängern wimmelnde Cafés, Menschenschwärme auf den Bürgersteigen, Verkehrspolizisten mit pendelnden Armen, und um sie herum Autos, Autos und noch einmal Autos . . .

Al Fellnor bewegt sich in den Straßen des modernen Athen, als hätte er hier seine ersten Schritte getan. Niemals bleibt er unsicher an einer Kreuzung stehen, niemals erkundigt er sich — dabei hat er das Buch aus dem Laden der Christabelle nicht einmal bei sich — und trotzdem dirigiert er Reta mit verblüffender Sicherheit dorthin, wohin er will: In die lange Äolusstraße, in der es nicht ganz so aufdringlich westlich zugeht, wie auf dem Omoniaplatz.

„Hier haben Sie griechisches Volksleben und Romantik aus erster Hand, nicht wahr — den fürchterlichen Staub, den Spektakel und die Hitze gibt es gratis dazu!"

Es zeigt sich jetzt, daß Reta es glänzend heraus hat, einen Begleiter in Atem zu halten. Sie muß die fade und lauwarm schmeckende Limonade ein paarmal kosten, die von den Verkäufern in polierten Metallbehältern auf dem Rücken getragen wird — sie muß jede Spielart des viel zu süßen, griechischen Gebäcks probieren und verschenkt das Zeug gleich darauf wieder an bettelnde Kinder. Ebenso die prallen Feigen, die Al erst von einem Händler hat holen müssen, und ein paar Häuser weiter die blutroten Trauben, die ein anderer zu Hügeln vor sich auf dem Boden aufgeschichtet hat.

Als sie sich glücklich durch Geschrei und Gedränge der Äolusstraße durchgekämpft haben, scheint Retas Bedarf an Lärm und Staub allmählich doch gedeckt zu sein.

„Genug vom neuen Athen?" fragt Al lächelnd — er ist noch völlig frisch, „Dann kann jetzt einmal das alte in seine Rechte treten, nicht? Ganz brauchen wir auch die Akropolis nicht zu versäumen, wir schenken uns nur die unmittelbare Gegenwart von Jannulatos und seiner Herde."

Vom Ende der Äolusstraße führen steinerne Stiegen auf den Areopag hinauf, der sich hier — gegenüber der Burg, in ihrer nächsten Nähe — aus de Erde reckt.

Oben auf dem glattgeschliffenen Felsboden des steil aufstrebenden Steinkolosses sind sie plötzlich ganz allein, dem brandenden Lärm der Äolusstraße wie durch Zauberschlag entrückt — natürlich würde es keinem Athener einfallen, sich um diese Zeit schutzlos auf dem glühenden Felsen der dörrenden Sonne auszusetzen.

Der Mai dieses südlichen Landes gleicht dem Juli im Norden. Die Luft flimmert vor Hitze, das Bild der Stadt, die sich zu ihren Füßen breitet, sticht fast schmerzend in die Augen mit seiner Anhäufung von grellem, blendendem Weiß — Marmor ist eine Alltäglichkeit in Athen, seine Fülle in den nahen Bergen ist unerschöpflich, und man verschwendet dieses edle Material auch an einfache Häuser. Unmittelbar vor ihnen aber baut sich, dem Auge ein Ruhepunkt mit seinen gedeckteren Farben, das braune Massiv der Burg mit ihrem wuchtigen Mauernfundament in voller Breite auf.

Warum das versunkene Schauen, warum selbst die Offenbarung des Unerhörten vor ihren Augen, das keinen Vergleich hat, ihnen plötzlich — von einer Sekunde zur anderen — in der entrückten Verlorenheit hier oben auf dem ehrwürdigen Hügel nicht mehr genügt, wissen beide wohl nicht: in beiden aber springt zugleich lebendig die Erinnerung auf, daß sie die Verabredung zu diesem Landausflug in den letzten vierundzwanzig Stunden einige Male — mit einem ganz bestimmten Unterton sogar — getroffen haben . . .

Unter einem rätselhaften Zwang wenden sie sich einander zu — nicht wahr, du erinnerst dich doch auch . . .?

Ja, ich erinnere mich — ich habe auf diese Stunde gewartet . . . Sie stehen einen Schritt voneinander entfernt, am Rande des steil abstürzenden Felsmassivs — jetzt wird er kommen und mich küssen, fühlt Reta, und süße Kühle überrieselt sie trotz der glühenden Hitze, die auf den Hügel prallt . . .

Ihre Augen gleiten ab — du mußt sie jetzt schließen, mußt versinken und dich der Stunde geben . . . der Stunde, die nur einmal kommt . . . Sie glaubt seine Nähe schon zu spüren in der Übersteigerung des Gefühls dieser anstürmenden Entscheidung . . . sie wartet . . . wartet auf ihn . . . warum kommt er nicht . . .?

Jetzt fühlt sie, daß er ihren Blick von ihr fordert — oh, er steht immer noch einen Schritt von ihr entfernt, ihr voll zugewandt, und hält sie jetzt mit seinen scharfen Augen magnetisch fest. Oh, wie sicher er ist — auch er wartet also, er kostet diese Stunde aus, sie hat kein Geheimnis, keinen Zweifel mehr für ihn . . .

Sie kommt nicht los von diesem Bilde — breite die Arme aus und zwinge mich doch! schreien ihre Nerven, die in der brennenden Erwartung zu zerreißen drohen . . . Immer noch hält er sie mit seiner unerhörten Überlegenheit, mit diesem großen, sicheren Blick im Bann . . . Wo hat sie die straffe Entschiedenheit dieser Augen schon einmal so deutlich gespürt . . .? seiner Augen . . .

Soll sie also jetzt hier . . . ist es nicht unsinnig, ein Preisausschreiben-Mädel, das in wenigen Wochen wieder

unter Tausenden untertaucht — und er, von dem sie fühlt, daß irgend ein großes Geheimnis um ihn ist, daß er wohl viel, viel mehr ist, als sie . . .? Plötzlich ist die Erinnerung an jene Nacht vorn auf der Christabelle wieder lebendig in ihr, als sie ihren Bekenntniswillen zu ihm trug und dann schwach wurde unter der fordernden Frage.

Da — jetzt tritt er heran, seine Augen entzünden sich, Verlangen springt in ihnen auf — und im allerletzten Augenblick, als sein Mund schon dicht vor dem ihren ist, dreht sie sich hart auf dem Absatz herum.

„Kommen Sie, lassen Sie uns gehen . . ."

Sie jagt die Steintreppe hinab — von einer Sekunde zur andern fängt er sich ab und ohne ein leises Zeichen der Erregung, der Enttäuschung oder gar des Zorns schließt er sich ihr an . . . Nach ein paar Stufen bleibt sie unwillkürlich doch wieder stehen. „Wollen wir nicht noch einmal hinaufgehen?" fragt er sofort.

Aber Reta verjagt auch die letzte Süße und läßt — den Traum im Wind verflattern — oh, wenn sie will, kann sie auch anders! „Wissen Sie, daß Sie sehr unhöflich sind, lieber Freund?"

„Nein . . ."

„Glauben Sie nicht, daß es Eis in Athen gibt — wie heiß es hier auf dem Hügel ist, merken Sie doch sicher auch! Eine Stunde haben wir wohl noch — kommen Sie, wir gehen in eins von den Cafés an dem großen Platz, wo die Bahn abgeht."

„Doch, das können wir noch, gnädiges Fräulein — bitte, nehmen Sie meinen Arm, die Stufen sind hier sehr steil . . ."

Fünf Minuten vor sechs — die Sirene der Christabelle ruft schon über die Stadt: die Fahrt geht weiter — jagen sie vom Bahnhof des Piräus zum Kai.

„Unseren nächsten Landausflug machen wir dann in Cospoli, nicht wahr?" fragt Al und hält sie vor der Brücke einen kurzen Augenblick zurück. Heiter und überlegen ist sein Blick — lächelnd in erwartungsvoller Sicherheit . . .

„Doch . . . den machen wir in Cospoli . . ."

Cospoli, das bedeutet morgen — nein, übermorgen erst, dann, dann wird sie es ihm vielleicht sagen können . . . aber ist es nicht ein Unsinn, ein Preisausschreiben-Mädel und er, der in der Luxuskabine zu Hause ist . . .?

„Uns'nn, Reta, einmal mußt du's riskieren!" — die Stunde, die sie nicht zu meistern wagte, ist gewesen und Tapferkeit ist jetzt wieder billig.

Kapitel 5.

Der Abend bringt dem Bordklatsch nach dem Diner eine Sensation: Herrn Walker schien seine scharfe Oppositionsstellung doch an die Nieren zu gehen — offenbar will er eine Art indirekten Waffenstillstand zwischen sich und den Passagieren anbahnen.

Zwar hält er sich nach wie vor isoliert an seinem kleinen Tisch; aber er muß plötzlich entdeckt haben, daß von der Estrade über dem Eingang eine Jazzkapelle anfeuernde Rhythmen in den Saal wirft. Er tanzt erst mit Dorrit d'Herbert und dann mit Daisy — seine Leistung auf dem Parkett ist allerdings nicht erschütternd, er bevorzugt eine gemäßigte, solide Art, sich zu bewegen.

Er ist also keine Akquisition für die tanzwütigen Flapper, die im übrigen längst vergeben sind. Trotzdem lassen sich die Mädels den Triumph natürlich nicht entgehen. Sie schreiben ihren pikanten, brünetten Gesichtern und ihren feuerroten Kleidern — eine andere Farbe tragen sie abends nie — die überraschende Wirkung zu, Herrn Jack Walker aus seiner amerikanischen Wurstigkeit aufgescheucht zu haben.

Eine bittere Begleiterscheinung der meisten Triumphe ist ihre kurze Dauer: Walker holt zu einem dritten Tanz — Reta Gareen, niemand anderes als Reta Gareen, mit der ihn seit dem SOS-Krach doch alles andere als herzliche Beziehungen verbinden.

Die maßlose Verblüffung läßt sie mechanisch emporschnellen — was bleibt ihr auch übrig? — Und automatisch folgt sie, von Walker geführt, dem Rhythmus des Tanzes.

Mitteilsam ist der Amerikaner auch jetzt keineswegs — nur gegen Ende des Tanzes erkundigt er sich: „Kann ich etwas tun, verehrtes Fräulein, um das Kriegsbeil zwischen uns zu begraben?"

Die Frage klingt sehr kühl, sehr neutral. Sehr sachlich, amerikanisch — nee, mein Bester, so kannst du bestimmt nicht mit Reta Green umspringen! „Kriegsbeil? Wieso, Herr Walker?" antwortet sie in jenem unnachahmlichen, Abstand haltenden Ton, der den Männern nicht gegeben ist. Und ob Kriegszustand zwischen uns besteht, soll das heißen — aber du ahnst offenbar nicht, wie egal mir das ist . . .

Natürlich merkt er es, verzichtet auf jeden weiteren Versuch, führt sie nach dem Tanz zurück und beschränkt sich von jetzt ab wieder auf Beobachtung an seinem kleinen Tisch. Kurz vor zwölf verläßt er dann den Saal. Sonst hat er sich meist schon früher zurückgezogen, und so wäre es auch an diesem Abend kaum aufgefallen, wenn er sich nicht am Tage vorher bei dem SOS-Krieg selbst so energisch herausgestellt hätte.

Man beschäftigt sich heute zum ersten Male eingehender mit — Jannulatos, der ja auch bei dem Krach seine Partei nahm, verteidigt ihn, Grenzdörffer, sonst ein Herz und eine Seele mit dem Griechen, greift ihn nach wie vor scharf an. Der Schrammel-Imitator hat natürlich die weit stärkere Resonanz — verspielt hat Walker auf der Christabelle im großen und ganzen doch endgültig, die Stimmen der Flapper fallen für ihn nicht ins Gewicht. Man tanzt und flirtet gern mit ihnen — mehr dürfen sie natürlich nicht verlangen . . .

*

Als beim Lunch am andern Mittag der Fisch serviert wird, fällt es Oelsmann auf, daß ein Passagier an seinem Tisch fehlt, und zwar Herr Jack Walker aus Newyork — der Offizier zählt ihn seit jenem Skandal auf dem Bootsdeck und unwillkürlich noch mehr wegen der mysteriösen Steckbrief-Affäre mit wenig Begeisterung zu seinen Tischgenossen.

Aber Höflichkeit ist für die Offiziere der Christabelle oberstes Gebot: Oelsmann erkundigt sich also bei Kommerzienrat Elbers und anderen Mitgliedern des Tisches, ob Herr Walker sich etwa nicht wohl fühle. Niemand weiß etwas — man hat ja kaum Kontakt mit ihm . . .

Also winkt Oelsmann den Butler, einen feisten, schweren Mann, heran — er, Oelsmann lasse sich erkundigen, ob Herr Walker krank sei, und ob er etwas für ihn tun könne . . .

„Komischer Kerl", brummt er vor sich hin, als sich der Mann in Bewegung setzt. „Muß doch was los sein mit ihm — sonst käme er doch. Krank wahrscheinlich — aber kann er nicht von selbst den Schiffsarzt rufen?"

Fünf Minuten verstreichen, bis der Butler wieder im Saal erscheint. Er tritt nicht unmittelbar an Oelsmann heran, sondern umkreist den Tisch wie ein Jagdhund, bis er den Offizier alarmiert hat.

„Einen Moment bitte, meine Herrschaften!" Oelsmann schnellt empor.

Man bemerkt, daß ihm der Butler hastig etwas ins Ohr flüstert — hier fällt schon auf, daß das schwammige Gesicht dieses Mannes blaß und verstört ist. Dann registriert man ein heftiges Zusammenfahren Oelsmanns, eine Sekunde zu spät von ihm gemeistert — der Tisch verfolgt jetzt gespannt, daß der Offizier den Saal durchquert und auf den Kapitän zueilt.

Unmittelbar darauf schnellt auch Lebram empor — in gehetztem Laufschritt rasen die beiden Offiziere jetzt durch den Saal, verlassen ihn, ohne sich um die Passagiere zu kümmern.

Zwei Sekunden später drängt sich alles im Speisesaal zwischen den Blumen-Parterres durcheinander. Der SOS-Krach liegt ihnen allen noch böse in den Knochen — was hat dies auffallende geheimnisvolle Alarmzeichen zu bedeuten . . .?

Jannulatos stürzt mit vorgestreckter Zigarettenschachtel auf den Butler zu. Der Mann hebt abwehrend die Hände — aber der Grieche läßt nicht locker und dringt heftiger in ihn. Endlich hat er ihn so weit: der Butler neigt sich zu ihm und zischt ihm etwas ins Ohr.

In wilder Erregung springt Jannulatos auf den nächsten Stuhl. Es ist ihm nicht um Effekthascherei zu tun — das erkennt man aus seinem zerrissenen Gesicht — als er jetzt laut durch den prunkvollen Speisesaal schreit:

„Herr Walker ist heute nacht ermordet worden — man hat ihn aus dem Fenster seiner Kabine gestürzt!"

Eisige Stille steht einige Augenblicke nach diesem Alarmruf drückend und schwer in dem großen Raum — dann setzt der wilde Sturm ein: wie bei einer Panik werfen sich hundert Passagiere dem Ausgang zu, wälzen sich über die Freitreppe ins Vestibül des Salondecks hinunter und schließen einen pressenden Kreis um die Gruppe, die dort vor Walkers geöffneter Kabinentür steht. Diese Kabine liegt unmittelbar am Vestibül, den Luxuszimmern, die Al Fellnor bewohnt, benachbart. Man sieht vor der Tür den Kapitän und Oelsmann im hastig hin- und herfliegenden Gespräch mit den Stewards der Salondecks.

Die aufgepeitschte Masse der Passagiere wirft sich so wuchtig gegen diese paar Leute, daß sie fast überrannt und von der nachdrängenden Masse in Walkers Zimmer halb hineingestoßen werden.

„Der Raum muß freibleiben!" brüllt Lebram mit voller Lungenkraft, bildet geistesgegenwärtig mit Oelsmann und den Stewards eine Kette — rücksichtslos drücken sie die anstürmenden Passagiere wieder ins Vestibül zurück. Hier, in dieser Minute, gibt es keine Allerwelts-Höflichkeit, gibt es auch für den Kapitän der Christabelle keine Luxuspassagiere.

„Ruhe — unter allen Umständen Ruhe!" donnert Lebram über die Köpfe der Andrängenden hinweg in das Vestibül. „Sie gefährden sonst die Untersuchung!"

Für kurze Zeit bekommt er jetzt Luft. Doch die vordersten der Passagiere — Jannulatos war darunter, Grenzdörffer und Frau Lang-Müller — konnten einen raschen Blick in Walkers Kabine werfen; die hinter ihnen Stehenden verlangen wild durcheinander schreiend einen Bericht . . .

Man erfährt jetzt, daß die Kabine des Amerikaners ein wüstes Schreckensbild bietet — ein erbitterter, verzweifelter Kampf muß dort in der Nacht getobt haben . . .

(Fortsetzung folgt.)

Birkhahnbalz im Heidemoor.

Von Wilhelm Hochgreve.

Auf dem Kieselberge — so nennen die Heidjer diesen 120 Meter hohen Sandhügel — habe ich mir mit viel Mühe durch Anschleichen und Ankriechen einen Hahn ausgemacht mit Rosen wie Männerdaumen so dick und mit Sicheln so lang und so krumm wie der Griff vom Gehstock der flachsblonden Tochter des „Heidgrafen", in dessen Mooren und Wäldern ich jage. Schwarz ist der Hahn im Brust- und Halsgefieder wie die kohligen Stubben der Fuhren, die der letzte Moorbrand fraß. Dieses königlichste und in seiner Balz Jägerauge und Jägerohr am köstlichsten unterhaltende Wild unter unserem gesamten Federwilde ist so selten geworden, daß jeder Weidmann sich zehnmal fragen sollte: Läßt sich der Schuß verantworten? Heute kann kein Jäger der Lüneburger Heide und auch anderer Birkhahngebiete behaupten, er habe so viele Birkhähne, daß Massenbeute — beim Birkhahn nennen wir heute schon ein halbes Dutzend so — sich weidmännisch verantworten lasse.

Ein Hahn aber, dem man die Jahre ansieht, der vielleicht schon im nächsten Jahre kümmert und vom Fuchs gerissen oder vom Habicht geschlagen wird, der soll lieber an die Jagdwand, als daß der Wind seine schwarzblauen und weißen Federn übers Moor fegt.

Ich wartete an jenem Morgen 100 Meter von ihm entfernt im Heidekraut liegend, bis er abtritt, dann baute ich mir aus den Plaggen in der Nähe des Balzplatzes einen unauffälligen „Schirm", unter dem ich aber nur liegend Deckung finden konnte, und dann merkte ich mir meinen „Weg", den ich im Morgendustern in diesem weglosen weiten und fast völlig baumlosen Gelände wiederfinden sollte.

Im Dunkel der Nacht muß ich zwei Stunden für den Anmarsch nach jenem Balzplatz rechnen. Die Luft ist warm, fast schwül, der Wind schwach. Himmel und Erde lassen sich nicht unterscheiden. Ich höre die Beeke über ihr Wehr plätschern. Da weiß ich, daß ich die Hälfte meines Weges hinter mir habe. Nun geht es in die weglose Heide. Rauschend, mit heiserem „Kreck-kreck" stehen Krickenten auf. Ich lasse mich aufs Knie nieder und luge scharf nach der alten schneeweißen Wetterbirke aus, die mich weiterführen muß. Ich gehe behutsam weiter und zähle die Torfkuhlen an meinem „Wege". Die alte Birke ist noch ein Stückchen vor mir. Endlich sehe ich ihr mattes Leuchten. Ich bin am Fuße des Kieselberges, aber noch lange nicht am Balzplatz. Jetzt muß ich den hellen Sandfleck erstreben, alles ohne Lampenlicht, denn mein Hahn kann in der Nähe in der Heide stehen und darf nicht vergrämt werden. Auch den Sandfleck, den Rand eines Granattrichters vom Übungsschießen, habe ich mit erhitzender Quersuche erreicht. Wenn ich jetzt die zwei Meter hohe Fuhre auf der Höhe erkenne, dann weiß ich, wo der Balzplatz liegt. Kniend kann ich sie gegen den Himmel, der schon nicht mehr so schwarz ist, feststellen. Achtzig Meter links von ihr steht mein „Schirm". Ich schliefe, Rucksack und Gewehr vor mir herschiebend, zwischen die niedrigen Plaggenwände.

Nun mag der Hahn kommen. Vor mir muß er einfallen. Eine halbe Stunde aber wird, weil es so duster ist, bis dahin noch vergehen. Totenstille. Nichts höre ich als meinen Atem. Noch ist es Nacht. Die Mooreulen haben das Wort. Lange Seufzer schauern durch die Finsternis. Aufgeschreckte Stockenten schlagen Lärm. Ein Fuchs wird sie umlungern. Krickenten schelten dazwischen. Ein Reh schreckt. Nun wieder bleiernes Schweigen. Lange Minuten. Da steigt zaghaft Lerchengedudel auf, versinkt in die träge Stille. Jetzt, schweres Schwingenrudern über mir, mein Hahn, nein — — ich höre ihn nicht einfallen, aber gar nicht weit muß er stehen, der matte Wind trägt sein „Tschuchuit" an mein lauerndes Ohr. Den ersten Keilhaken höre ich trillern, und nun durchzittert der Wohllaut des Bekassinengemeckers die Luft.

Wo bleibt der Hahn? Sollte er Lunte gewittert haben, meine Plaggenruine ihm — — — da braust er heran und fällt so nahe bei mir ein, daß der Atem mir stocken will. Sekunden höchster Spannung vergehen. Fast überhöre ich das Trompeten der Kraniche, die am Moorsee stehen werden — — ich habe nur Sinn für den Haupthahn, der starr wie ein Bildwerk und dennoch voll von Leben, das um sich bangt, scharf sichernd vor mir stehen muß. Wie eine Weißweinflasche mit rotem Siegellack darauf. Dem Himmel sei Dank, meine Ruine kommt dem Hahn nicht verdächtig vor: er zischt und faucht und — verschweigt. Jeden Augenblick kann er abreiten. Ich wage nicht, mich zu rühren. Nur mein Ohr gilt jetzt. Der Hahn schreitet auf mich zu. Deutlich höre ich, wie die Strunken der abgeplaggten Heide sein Gefieder streifen. Jetzt zischt er so nahe bei mir, daß ein Mensch mit Orang-Utan-Armen ihn greifen könnte. Der andere Hahn beginnt zu kullern, meiner faucht und macht einen Satz. Und nun kullert er auch. Das ganze Moor wird lebendig. Aber mein Ohr achtet nur auf dieses Kullern, das weiter und weiter von mir abrückt. Ich wage den Kopf zu heben und sehe durch die Schießscharte den schwachen Schimmer vom schneeigen Unterstoß des sich hin und her drehenden Hahnes. Aber es muß heller werden, bevor ich einen sicheren Schuß abgeben kann, da ich noch nicht zu sagen vermag, wie weit der Hahn von mir entfernt ist. Für den linken Schrotlauf meines Drillings rechne ich höchstens 45 Schritt. Wer weiter auf dieses Edelwild schießt, wäre des Jagdscheines nicht wert, auch wenn der Hahn von Hagel des Schusses einmal liegt. Und dann gilt es auch, die rechte Stelle fassen, nur seitlich. Denn vorn prallen die Schrote ab oder dringen nur schwach ein, und aufs Spiel schießt man nicht, der Sicheln wegen. Immer weiter balzt sich mein Hahn von mir fort nach dem andern hin, der ihn reizt.

Es wird hell. Durch die Schießlücke schätze ich die Entfernung auf 60 Schritt. Hoppla, das war ein weiter und hoher Sprung, noch 10 Schritt weiter weg! Es wird heller, das ganze Moor brodelt und zischt vor Kullern und Fauchen. Dazu die Himmelsziegen, die Brachvögel und Kiebitze. So düster und mürrisch, wie die Nacht war, so herrlich will der Tag werden. Ich bin gar nicht böse, daß der Hahn sich so weit fortbalzt. Kriege ich ihn heute nicht, dann habe ich einen Grund, morgen wieder loszuziehen. Die Birkhahnbalz im weiten menschenleeren Heidemoor hat es mir nun einmal angetan. Drei Hennen fallen vor mir ein und äugen meine Ruine an. Der Hahn tanzt auf mich zu. Ich bin jetzt wieder ganz Jäger und möchte ihn heute schon mein nennen. Noch 20 Schritt, dann knallts. Oder

soll ich ihm aus dem Büchsenlauf den Tod schicken? Nein, ich denke daran, wie ich einen Hahn mit der Kugel zu Schanden schoß und erst am andern Tage fünfhundert Meter vom Anschuß fand. Über den Kiefernwall am Moorrande blinzt die rote Sonne. Kalter Hauch pudert Reif über die Heide. Man Hahn wird still und viele andere mit ihm. Hingekauert döst er in das Morgenrot, während die Hennen äsen. Feierliche Stimmung beherrscht das Moor. Höher klimmt die Sonnenscheibe. Ehe der Reif taut, setzt die Sonnenbalz ein und das Gekuller ist jetzt wie verdoppelt. Auch mein Hahn wird munter, und schiebt sich höher heran. Heiß wird mein Jägerblut. Ich habe die Drillingsmündung in der Lücke, und bevor die sichernde Henne mit warnendem Gacken aufsteht, ist der Hahn mein.

Mit langen Schritten mache ich mich warm. Wie ich unten am Berge bin, steht die Sonne schon hoch. Langsam schlendere ich heimwärts. Ich weiß, ich bleibe morgen früh liegen. Da will ich diesen Morgen noch auskosten, diesen Frühlingsvormorgen, und in gierigen Zügen schlürft die Lunge den herbsüßen Würzhauch der Gagelknospen, welche die Sonne sprengte und wie lauter Gold flimmern läßt.

Macht der Gewohnheit.

Anekdote von **Kurd Jens Schnatz.**

Es erregte kein besonderes Aufsehen, daß bei einem glanzvollen Maskenfest in den Tuilerien vier kroatische Husaren aus der Zeit des Dreißigjährigen Krieges in dem Gewühl der Vermummten auftauchten. Selbst daß sich dieses Kleeblatt in der Körpergröße zum Verwechseln ähnelte, weckte in der allgemeinen Ausgelassenheit keine Vermutungen, zumal sich das Quartett fast nie zusammen zeigte. Sie schienen sich im Gegenteil zu meiden.

Unbeachtet gab der eine Kroate einem Gladiatoren, der ihn um anderthalb Köpfe überragte, einen Wink, und die beiden suchten eine Saalecke auf, in der sich gerade niemand aufhielt, weil die rauschende Musik die Paare über das spiegelglatte Parkett wirbeln ließ. Der kleine Husar klopfte dem großen römischen Fechter auf die breite Schulter, daß die Gestalt wie elektrisiert sich straffte. Im Flüsterton kamen aus dem Bartgestrüpp des rauhen Kriegers die Worte: „Das hast du fein ausgedacht, Achille! Heute wird mich bestimmt niemand erkennen."

„Das glaube ich ebenfalls, Majestät, und ich will es nicht hoffen", antwortete der Gladiator.

„Nicht so steif dastehen, Achille, und keine Verbeugungen machen, sonst verrätst du mich noch! Du hast doch niemandem das Geheimnis der vier Husaren ausgeplaudert?" Der Kroate drohte dem Römer mit dem Zeigefinger.

„Außer mir kennt es kein Mensch, Majestät."

„Auch meine Doppelgänger nicht?"

„Sie stammen jeder aus einem anderen Regiment, Majestät."

„Famoser Gedanke war das, Achille! Aber wir wollen uns wieder trennen, damit sogar mein Bruder Jerôme meine Anwesenheit nicht erfährt. Das dort drüben, der Ritter mit dem roten Helmbusch, das scheint er zu sein. Viel Spaß, Achille!" Napoleon gab seinem Kammerdiener die Hand, und sie gingen nach verschiedenen Richtungen auseinander.

Der Kammerdiener machte sich an einen der anderen Husaren heran, um die Spur der Unterredung zu verwischen, was ihm nicht schwer fiel, da sich die Uniformen bis auf den letzten Knopf glichen.

Napoleon schlenderte frohgelaunt und planlos durch die Menge, die sich nach jedem Tanz auf den Gängen, zwischen den Tischen und über die Treppen drängte. Es gab ihm eine diebische Freude, einmal nicht der Kaiser, sondern ein vermummter Mensch unter Menschen zu sein. Sein scharfes Auge erkannte auch unter der Verkleidung manchen seiner Generale, Minister und sonstigen Würdenträger. Gern hätte er dem oder jenem ein Scherzwort zugerufen, aber er fürchtete, seine Bekannten dadurch auf sich aufmerksam zu machen.

An die Säule einer Loge gelehnt, ließ er den Blick wie einen sonnentrunkenen Schmetterling über die Fülle der bunten Gestalten tanzen, die sich im Takt der Musik fanden und sich trennten. „Sieh einer diesen Schwerenöter an! Das ist doch der Murat!" lachte er einmal in sich hinein, als er seinen Reiterführer sich als Pierrot belustigen sah.

Wie er noch immer Umschau hielt, bemerkte er, daß einige Köpfe unverwandt nach seiner Loge gerichtet waren. Er drehte sich um, weil er glaubte, der Gegenstand des Interesses könnte hinter ihm zu suchen sein. Niemand war hinter ihm. Er wollte eilig durch die Tischreihen verschwinden. Man machte ihm untertänig Platz, weibliche Masken knicksten. Er versuchte, über die Treppe hinunter zu gelangen, um in die wogende Flut einzutauchen. Aber zu beiden Seiten standen sie schon Spalier, und aus der Tiefe schallte ihm ein begeistertes „Es lebe der Kaiser!" entgegen.

„Ich bin ein kroatischer Husar", wollte er den Schreiern zurufen. Seine Stimme hätte ihn jedoch Lügen gestraft. Er war erkannt. Enttäuscht und erbost verließ er das Palais.

Während er mit kurzen Schritten in seinem Arbeitszimmer auf und ab ging, grübelte er darüber nach, wie seine Entdeckung möglich gewesen sein konnte. Einer seiner Freunde? . . . Ein hellsichtiges Frauenauge? . . . Oder sollte Achille sich verplappert haben? —

Der Kammerdiener hatte seinen Herrn überall vergebens gesucht. Nach seiner Rückkehr mußte er sofort vor Napoleon erscheinen. Der Kaiser empfing ihn mit einem durchdringenden Blick. Aber Achille hielt ihn aus. „Majestät, ich kam zu spät", sprudelte er, noch atemlos, heraus.

„Wozu?" wollte Napoleon wissen.

„Um die Entdeckung zu verhüten. Majestät standen nämlich eine ganze Weile an der Säule . . ."

„Was war schon Besonderes dabei?" fiel ihm der Korse in die Rede.

„Majestät durften die rechte Hand nicht in den Waffenrock stecken. Denn dann wußte jeder gleich: Napoleon Empereur."

Lustige Rundschau

Der Beweis.



„Ihr Männer seid doch tatsächlich keine Bohne wert!"
„Ich merke es tatsächlich an meinem Kaffee!"

*

Der Gedankenleser.

Der Unternehmer Tetsch fragt den Gedankenleser, was er für einen Abend Gage verlange.

„Sechshundert Mark", erwidert ohne Zögern der Gedankenleser.

„Und Sie wollen Gedanken lesen können?" fragt Tetsch. Das Engagement kommt nicht zustande.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.